

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 25 (1982)

Artikel: Christina Luise Scheidegger 1843-1866 : die Braut von Gottfried Keller

Autor: Staub, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CHRISTINA LUISE SCHEIDECKER 1843–1866

DIE BRAUT VON GOTTFRIED KELLER

WERNER STAUB

Mühsal und Triumph im Leben von Gottfried Keller

Es ist hier nicht der Ort, näher auf das Lebensbild von Gottfried Keller (1819–1890) einzutreten, und doch verstünden wir manches nicht, was sich zugetragen hat, ohne Kenntnis der wichtigsten Lebensstationen dieses ebenso seltsamen wie bedeutenden Menschen, der zu einem der grossen Dichter der deutschen Literatur aufgestiegen ist.

In einfachen, ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, stand Keller nur die Armenschule offen. Eine nicht gerechtfertigte Ausweisung nach 15 Monaten Industrieschule hat ihn zeitlebens beschäftigt. Bei der Auflehnung gegen einen Lehrer zeigte sich hier schon früh die Redlichkeit Kellers, indem er gegenüber den feigen Kameraden die Verantwortung auf sich nahm und damit auch die Konsequenzen zu tragen hatte. Die Ausbildung zum Maler, auch ein Aufenthalt an der Kunstschule München, brachte keinen Durchbruch. Trotz tapferer Unterstützung durch seine Mutter, die Arzttochter aus Glattfelden, und die drei Jahre jüngere Schwester Regula, lebte er hier mit bitterster Not und Schuldenlast. Inmitten der gärenden Jungmannschaft war er daneben ein recht ausgelassener und derber Kumpan.

Im Jahre 1842 nach Zürich zurückgekehrt, erlebte er als feuriger Patriot die leidenschaftlichen Kämpfe zwischen Konservativen und Liberalen, verfasste seine ersten politischen Gedichte und zog mit radikalen Freischärlern Luzern entgegen. Vier Jahre später erscheint ein erster Gedichtband und 1848 – im Jahr der Bundesverfassung – das Hohelied auf die Heimat «O mein Heimatland, o mein Vaterland», das, von Wilhelm Baumgartner vertont, zum Volkslied wurde.

In grossmütiger Weise erhält der angehende Dichter vom Staat Zürich ein Ausbildungsstipendium, mit dem er versucht, die fehlende Bildung in Heidelberg und Berlin nachzuholen. 1855 wieder in Zürich, arbeitet er am

«Grünen Heinrich», seinem viel beachteten Entwicklungsroman, der den Durchbruch bringt zum Schriftsteller und Poeten.

Im September 1861 wird der immer noch darbende Gottfried Keller durch eine freimütige Regierung trotz Bedenken der Öffentlichkeit zum Staatsschreiber des Standes Zürich gewählt, in eine Beamtung, die er mit Auszeichnung volle 15 Jahre innehat. Und wie väterlich führt er seinen Beamtenstab! Man lese nur den köstlichen Brief «An die Herren Staatskanzlisten», in dem er seine Mitarbeiter ermahnt zur Pflichttreue, zum Einhalten der Zeiten und sie bittet, nicht unbegründet zu fehlen (*Helbling*, Bd. 5, S. 259). Dann erscheinen seine Meister-Novellen, wo er den «Leuten von Seldwyla» mit Schalk und Heiterkeit den Spiegel vorhält; und es folgt auch «Das Fähnlein der sieben Aufrechten», das grossartige Vaterlands- und Schützenfest-Konterfei, das von alt und jung mit Schmunzeln und Begeisterung gelesen wird und Keller als begnadeten Dichter und Sprachgestalter in aller Leute Mund bringt.

Schwer lastet auf dem ledig gebliebenen Gottfried Keller der Tod seiner Mutter im Jahre 1864, die ihn so treu umsorgt hatte; und als 1888 auch seine liebe Schwester Regula stirbt, da fällt Keller in die Einsamkeit zurück, von der er trotz allem äusseren Frohmut nie ganz frei war, und von der er geschrieben hat: «Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine echte Freude gibt?» Gegen Ende der achtziger Jahre beginnen Lebens- und Schaffenskraft zu schwinden, und am 15. Juli 1890 schliesst für Keller der Lebenslauf. Die Vaterstadt bot ihrem grossen Sohn eine Abschiedsfeier, wie sie vor und nach ihm noch keinem ihrer Bürger zuteil geworden ist.

Sein Leben, so haben wir gesehen, ist gezeichnet von Höhen und Tiefen, vom Gang durch dunkle Niederungen, Not und Entzagung. Ohne Ehrgeiz und Ehrsucht schenkte er allen Ehrungen nur geringe Beachtung und entfloh bei den 70-Jahr-Feiern auf den Seelisberg. Das war der biedere, der bescheidene Keller, der er auch war. Wenn Stille und Einsamkeit ihn umgaben, da setzte er sich – er nennt das «diese unschuldige Liederlichkeit», und das ist wohl die beste Bezeichnung für diese Weinstubenseligkeit – in die Schenke, am liebsten zum grossen Ofen im «Zunfthaus zur Meise». Daneben traf er sich im «Pfauen» auch gerne mit der Dienstagsgesellschaft der Künstler. Sass er aber allein hinter seinem Glas Wein, dann liess er seinen Gedanken freien Lauf, und sein Sinnen gab der Phantasie Flügel. Was an

ihm vorüberzog, waren strahlende Bilder des Lebens, es reihte sich Szene an Szene zur Kette jener köstlichen Einfälle, die wir im «Landvogt von Greifensee», in der Novelle «Kleider machen Leute» und in seinem ganzen Werk bewundern. Auch dürfen wir hinweisen auf die Grossmut, wie sie im «Taugenichts» und dessen Gott uns entgegentritt, oder an den zarten Duft, der über der «Kleinen Passion» sich ausbreitet, «diesem zierlichen, manierlichen Wesen». Solches schafft nicht ein mürrischer Klausner, sondern ein Titan des Herzens.

Vermögen wir bei all dem Liebreiz, mit dem Keller seine Geschichten ausstattete, zu erfassen, wie er bisweilen auch ein recht wunderlicher Mensch sein konnte, verschlossen, abweisend, ja mürrisch und voller Zorn, so dass er sich sogar an ärgerlichen Raufereien beteiligt haben soll! Waren das Schild und Panzer, um die feineren Züge, das warme Empfinden in seinem Innern, das teilnehmende weiche Herz und die blanke Seele nach aussen abzuschirmen? Aber wir wissen auch, wie Bescheidenheit ihn auszeichnete, wie abhold ihm jede Rühmerei war und wie er in angenehmer Gesellschaft gar oft sich auch herzlich freuen konnte mit den Frohmütigen. Und wie reizende Briefe voller Witz und lustigen Seitenhieben schrieb er den Frauen, die ihm gut waren und die er verehrte! War er das, was er einmal von sich selber schrieb: «Ich ungezogener Holzapfel»?

So ist das Bild Kellers bis heute mit schillernden Farben jeder Tönung umgeben. Eine Dame hat mir einmal gesagt, sie lese keinen Keller, weil der getrunken habe. Wie stehen Grossmut und Kleinbürgerlichkeit, Fassade und Hinterhof, doch nahe beisammen! So war das jedenfalls auch im Jahre 1866, als Keller sich verlobte. Die einen jubeln ihn hoch als Dichter und als grossen Gestalter der Sprache, die andern tun ihn ab als Trinker und Raufbold. Die Klugen aber, so meinen wir, bewundern seine Wahrhaftigkeit, seinen Grossmut, den Reichtum seiner Innenwelt, das grosse dichterische Vermächtnis.

Der einsame Gottfried Keller

Er ist Junggeselle geblieben. Dennoch fehlte es dem feinsinnigen Dichter nicht an Zuneigung und Liebe zu Frauen, die ihn beeindruckt haben durch ihre Sprache, durch Haltung und Gebärde. Das war ihm Abbild für den inneren Reichtum. Aber zu einer engeren Bindung kam es nie. Und das ist wohl Trauer und Tragik im Leben von Gottfried Keller.

Dennoch: Im Jahre 1866 hat sich Keller verlobt. Doch blieb das nur ein Glück von wenigen Wochen. Diesem späten Liebesfrühling folgte kein Sommer nach. Als Hoffnung und Traum auf den gemeinsamen Lebensweg in dunkle Schatten versanken, der Tod des geliebten Mädchens für Keller und die Verwandten gleich unbegreiflich und dieses Scheiden allen so peinlich ward, da wurden auch alle diese Briefe vernichtet. Wie aufschlussreich wären sie gewesen, und wie hätten sie Einblick gewährt in die innersten Regungen des Dichters und seiner gebildeten Braut, des Dichters, welcher der Literatur so strahlende, so unvergängliche Frauenbilder geschenkt hat! Es sind aber trotzdem ein paar eindrückliche Dokumente hierüber erhalten geblieben.

Aus dem Jahre 1888 stammt ein *aufschlussreicher Brief*, in dem Keller selber auf die seinerzeitige Verlobung zu sprechen kommt. Anton Bettelheim (1851–1930), Literaturhistoriker und Verleger, ging damals daran, Kellers Briefe zu veröffentlichen und drang darauf, diese möglichst vollständig herauszugeben. In der Korrespondenz mit ihm ist der Brief Kellers vom 18. und 24. April 1888 von besonderer Bedeutung. Ich zitiere daraus: «Leider ist es mit der bitteren Altersforschung verbunden, dass die individuelle Ausplündierung bei lebendigem Leibe nun beginnt ... Was nun meine eigenen Briefe betrifft, welche Sie, verehrter Herr, in Händen haben, so habe ich mich darin gewiss auf das Notwendigste beschränkt, und ich kann mir nicht denken, dass darin ein wesentlicher Grund für die Publikation liegt. Wenn Sie übrigens auf solche Vollständigkeit ausgehen und den Ballast nicht verschmähen, so will ich mich nicht dagegen sperren. Freude habe ich daran nicht.

Nur einen Punkt muss ich ausnehmen. Es war im Jahre 1866, wenn ich mich nicht täusche, als Auerbach mich zum letzten Mal um eine Erzählung anging. In einem diesfälligen Briefe von mir muss die Bemerkung stehen, ich hätte mich verlobt! und in einem späterem Briefe: die betreffende Person sei schon tot! Es handelt sich um ein trauriges Erlebnis in vorgerücktem Alter, welches ich jetzt um keinen Preis in die Öffentlichkeit gezerrt haben möchte. Ich habe meine Unvorsichtigkeit auch schon lange bereut, glaube aber nicht, dass die Erben deshalb das Recht haben, sich rücksichtslos zu verhalten. Ich bitte Sie also dringendst, die beiden Briefe jedenfalls wegzulassen! Am liebsten wäre mir, dieselben zurückzuerhalten, was kein auffallender Vorgang wäre.

Im übrigen wünsche ich Ihnen glückliches Gedeihen Ihrer Arbeiten zum würdigen Gedächtnis der guten Verewigten, und bin Ihr mit grösster Hochachtung ergebener

Gottfr. Keller.»

Die Briefe an Berthold Auerbach, auf welche Keller hinweist, sind bis heute nicht gefunden worden. Auch die viel spätere Edition von Carl Helbling (5 Bände, 1950–1954) enthält sie nicht, und in der kritischen Keller-Ausgabe von Jonas Fränkel mit ihren 22 Bänden, erschienen 1931–1948, steht die Bemerkung, dass die Briefe nicht mehr erhalten seien. Helbling vermutet (Bd. 4, S. 315), dass sich Keller in der Erinnerung im Empfänger geirrt haben könnte, so dass die vertrauliche Mitteilung über seine Verlobung an eine andere Adresse gegangen wäre. Dem steht jedoch entgegen, dass diese Briefe bis heute auch andernorts und nirgends zum Vorschein kamen. Man hat also dem Wunsche Kellers gründlich entsprochen.

Berthold Auerbach (1812–1882), Dichter, Rezensent und Verleger aus dem Schwarzwald, dessen «Schwarzwälder Dorfgeschichten» damals viel gelesen wurden, hatte Keller 1855 in Heidelberg und Dresden kennengelernt. Als Herausgeber des «Deutschen Volkskalenders» mahnte er Keller von Januar bis Mai 1866 mehrmals, ihm eine Erzählung für den erwähnten Kalender zu schicken. Keller hat ihm zwischen dem 23. und 29. Mai 1866 geschrieben, was Auerbach mit der Notiz quittierte: «Also doch endlich eine Antwort von Dir, Du Virtuos auf dem Schweiginstrument.» In einem dieser Briefe stand wohl der Hinweis auf die Verlobung mit Luise Scheidegger, womit wir annehmen dürfen – und das ist unter allen Aktenstücken diesbezüglich der einzige, wenn auch lose Anhaltspunkt – dass die Verlobung um Mitte Mai 1866 stattgefunden hat.

Es ist auch möglich, dass diese Briefe erst 1885 beseitigt worden sind, wo Keller alles, was sich bei ihm angehäuft hatte, nach unnützen Papieren und unpassenden Stoffen durchsah und am 2. Februar 1885 seinem ersten Biographen Jakob Baechtold (1848–1897), Germanist und Professor in Zürich, geschrieben hat: «In den 8 Jahren sind mir die Testamenteitelkeiten punkto Nachlass eben gründlich vergangen, und ich habe mittelst Ofen und Papierkorb die Bereinigung selbst begonnen.»

Wie kam es, dass Keller Frauenliebe und eigene Häuslichkeit versagt blieben? Seine Biographen und Freunde meinen, dass dies nicht nur im gegebenen Ablauf seines Lebens gelegen habe und nicht nur das Wirken des Schicksals war, sondern dass es auch seiner Erscheinung zuzuschreiben sei.

Von Gestalt war Keller klein. Er hatte einen markanten Kopf wie vom Bildhauer geformt, eine hohe Stirn und breite Schultern, dazu dunkle kluge Augen, aus denen Güte und Schalk blitzten, gelegentlich aber auch Entrüstung und Zorn. Arme und Beine jedoch passten nicht zu diesem eindrück-



Gottfried Keller, 1870.
Aufnahme Johannes Ganz, Zürich.
Foto aus der Graphischen Sammlung
der Zentralbibliothek Zürich.

lichen Oberbau: beide waren sichtbar zu kurz geraten. Als er erster Staatssekretär wurde, musste die Regierung ihm deswegen einen Sessel mit extra kurzen Füßen erstellen lassen. Ein Biograph hat von seiner nicht sonderlich eleganten Figur folgendes geschrieben: «Wenn er sass, erschien er wie ein Riese, wenn er stand, wie ein Zwerg.» Und Marie von Frisch, die vornehme Verehrerin aus Österreich, meinte in ihren Erinnerungen: «Wäre Keller einen Kopf höher gewachsen gewesen, so hätte sein Leben sich anders gestaltet.»

Sie mag recht haben, wenn man dem äusseren Bild eines Menschen soviel Bedeutung beimesse darf. Die Wienerin fand ihn auch «immer wohl wollend, gütig und umgänglich», von Unmut, reizbarem und aufbrausendem Wesen hat sie nichts bemerkt. Dieses Urteil der gebildeten Dame und Gattin eines bekannten Chirurgen, so meinen wir, ist für das von Zeitgenossen bisweilen verzeichnete Bild Kellers von Wichtigkeit. Der Redlichkeit wegen sei mit Bezug auf dieses Urteil noch beigefügt, dass Marie von Frisch und ihre Familie erst 1872 in den Bekanntenkreis Kellers getreten sind.

Runden wir das gezeichnete Kellerbild ab mit dem, was Conrad Ferdinand Meyer auf Rigi-Scheidegg im August 1890 in seinen «Erinnerungen an Gottfried Keller» von seinem berühmten Nachbarn geschrieben hat: «Wie

anmutig konnte er lächeln, wenn seine Seele heiter war. Dies eigentümliche Lächeln entstand langsam in den Mundwinkeln und verbreitete sich wie ein wanderndes Licht über das ganze Gesicht. Auch die Schwester besass es ...»

Wenn wir Gottfried Keller in seiner Erscheinung und in seinem Wesen hier kurz gezeichnet haben, dann meinen wir, stand er mit diesen Merkmalen und Vorzügen auch damals im Frühsommer 1866 im Hause Wegmann Christina Luise Scheidegger gegenüber.

Die Frauen im Leben von Gottfried Keller

Das schöne Bild der Frau lebt nicht nur in den herrlichen Gestalten seiner Geschichten, in die er so vieles aus erlebtem Alltag hineingewoben hat. Solche Frauen kreuzten auch seinen Lebensweg. Aber wie sie auftraten in ihrer holden Erscheinung mit Anmut, mit Würde, mit Geist und Frohmut und mit der Heiterkeit der Seele – sie alle gingen vorüber, auch die eine, mit der er sich 1866 verlobt hat. Keller liebte immer unglücklich.

Bei den Frauen in seinem Leben steht an erster Stelle die *Mutter* (1787–1864), dieses leuchtende Beispiel an fürsorgender Liebe. Und dann ist es Regula, die *Schwester* (1822–1888), die Keller so nötig hatte und die seinetwegen auf eigene Lebensgestaltung verzichtete. Ihr treues Dienen zog tiefe Spuren in den Lebensweg von Gottfried Keller.

Seine erste Zuneigung fand *Henriette Keller* (1818–1838), ein armes zierliches Mädchen aus dem Haus am Rindermarkt. Sie war seine Jugendliebe. Doch starb sie mit 19 Jahren an Lungenschwindsucht. – Keller hat über Leid und Trauer nie viele Worte gemacht. Was seine Seele im tiefsten bewegte, gehörte nicht ins Gespräch der Öffentlichkeit. So hat er auch zum Hinschied dieses schönen Mädchens mit dem goldenen Herzen, das mitten aus aufblühendem Leben abberufen wurde, in sein Tagebuch nur folgenden Eintrag gesetzt: «Den 14. Mai 1838. Heute starb sie.» Aber diese liebliche Gespielin, der er auch in Glattfelden oft begegnet ist, wurde Vorbild für die feine Gestalt der Anna im «*Grünen Heinrich*».

Dann war es *Marie Melos* (1820–1888), die Schwägerin Freiligraths, welche Keller mit ihrer stillen Lieblichkeit stark beeindruckte, aber er durfte ihr seine Gefühle nicht gestehen.

Als er später im Hause Orelli der hübschen *Luise Rieter* (1828–1879) aus Winterthur gegenüberstand, da nahm ihn der Zauber ihrer frischen Natür-



Gottfried Keller, 1885.
Aufnahme Johannes Ganz,
Zürich.
Foto aus der Graphischen
Sammlung der Zentral-
bibliothek Zürich.

lichkeit und das silberne Lachen der geistreichen Tochter dermassen gefangen, dass er das Herz in beide Hände nahm und nach einer ruhelosen Wirtschaftswoche, die ihm Ausflucht war aus Herzweh und Einsamkeit, am 16. Oktober 1847 den wohl seltsamsten Liebesbrief schrieb, den es in der deutschen Literatur gibt. Er gilt als Kellers berühmtester Brief. Weit entfernt, seine Vorzüge ins Licht zu rücken, schreibt er darin mit köstlicher Offenheit wie ein Schuljunge, der einen dummen Streich beging und dann unter dem Druck der Ermittlungen in einem vollen Geständnis sein Herz blosslegt. Ich zitiere aus diesem Brief: «Verehrtes Fräulein Rieter ... Ich bin noch gar nichts und muss erst werden, was ich werden will und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche; also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind ...» Aber dann findet er, wenn die liebenswürdige Begegnung doch Ausdruck tieferer Gefühle gewesen wäre und er hätte nichts darum getan, «... so wäre das ein sehr grosses Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen ... Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes, grobes Nein

in den Briefeinwurf zu tun ...» Dieses Nein liess nicht auf sich warten. Wie konnte der «unansehnliche arme Bursche» dieser Tochter ein angemessenes Heim verschaffen! Bis jetzt war von ihm nur ein Band Gedichte erschienen, und eine rechte Anstellung hatte er noch lange nicht. Luise Rieter, deren Auftreten, Grazie und Sprache einst alle gefangen genommen, blieb ledig und starb nach schwerer Krankheit 1879 bei ihren Verwandten in Danzig.

Weiter verdient ganz besonderer Erwähnung die anmutige *Christina Luise Scheidegger*, die gebildete Arzttochter aus Langnau und Herzogenbuchsee, der Keller im Frühjahr 1866 bei ihrem Onkel und seinem Freund Pfarrer Wegmann in Zürich begegnet ist und deren Leben ein so tragisches Ende fand, was in dieser Arbeit noch ausführlicher dargetan wird.

Eine Frau von besonderem Ansehen war *Marie von Frisch*, geborene Exner (1844–1925), die Schwester des österreichischen Juristen und Dozenten Adolf Exner, der in Zürich gelehrt hatte. Keller verbrachte 1872 mit ihrer Familie schöne Ferientage in Österreich. Zwei Jahre später verheiratete sie sich mit dem Chirurgen von Frisch. Keller blieb mit ihrer Familie befreundet. Sie bittet 1885 Keller, doch wieder mal auf Besuch zu kommen, «ehe wir noch allesamt zu alt sind, um uns über irgend was zu freuen ...»

Es wären noch andere Frauen zu nennen, die vor allem mit zunehmendem Ruhm in Kellers Bekanntenkreis traten. So die Professorentochter *Johanna Kapp* (1824–1883), die schlecht verheiratete *Ludmilla Assing* (1821–1880) aus Hamburg, dann *Lina Dunker-Tendering* (1825–1885), die Frau des Verlegers Dunker, die Keller spasshaft einen «Taugenichts» genannt hatte und welche ihm 1855 in einem entzückenden Brief schrieb: «Ich verdiene diesen Titel mehr als Sie wissen ... Aber es tröstet mich, dass man mich dennoch lieb hat.»

In ähnlicher Art gab es noch weitere Briefe, allerliebste Schreiben, die hin und her gingen, und gelegentlich erfolgte auch der Besuch einer dieser Verehrerinnen, wie 1858, als Betty Tendering (1831–1902), die Schwester von Lina Dunker, aus dem Rheinland angemeldet war und Keller sie seiner Mutter mit folgender Beschreibung empfahl: «... ein junges Frauenzimmer ... vornehm aussehend und ein hübsches Stück Weibsbild ... welche die Leute verblüfft macht.»

Mit diesen Hinweisen auf ein paar der bedeutendsten Frauenbekanntschaften möchten wir es bewenden lassen. Aber nie kam es zu einer engeren Bindung, noch zu einem ernsten Verhältnis. Schicksal oder Schuld? Karl Dilthey schreibt darüber: «Sein Verhängnis war, dass er seine kurzen Arme immer nach den allerschönsten Früchten ausstrecken wollte.»

Das Frauenbild im Werk von Gottfried Keller

Das ganze Werk Kellers ist eine Verherrlichung der Frau. Gotthelf, der andere grosse Darsteller der Frauenseele, zeichnet seine Frauenbilder herber und kraftvoller, vielleicht auch eindrücklicher in ihrem Walten, im Dienen, Lieben und Leiden. Das sind Frauen der Arbeit. Keller stattet sie aus mit Anmut und Schönheit, mit einem bezaubernden Wesen, mit Geist und Witz und mit verstecktem Schalk, aber auch mit Entschiedenheit, die mehr aus dem Herzen kommt, als aus dem Willen. Köstliche Einfälle begleiten sie und strahlend treten sie auf. Mit heiterem Herzen erobern sie die Welt.

Aber auch das herbere Frauenbild fehlt nicht. Die blühende, hinreissende Judith im «Grünen Heinrich», die ihn lehren will, was Liebe ist, wenn er den versprochenen Besuch aufschiebt, woraus sie lediglich sehen will, ob sie ihm etwas gilt. Auch diese reife Frau voll spontaner Natürlichkeit hat alle die hohen Vorzüge, die sie liebenswert macht und die strahlend uns entgegentreten in diesem Jugendroman. Mit betörendem Reiz lässt er auch die Frauen seiner Novellen auftreten, eine Figura Leu, «die lieblichste der Bräute», im «Landvogt von Greifensee», und das allerliebste einfältige Nettchen in «Kleider machen Leute». Dann sind es die reifen Mutter-Beispiele, die mit ihrem Dienen und Walten tief beeindrucken, die Mutter des «Grünen Heinrich», die Regula Amrein und Frau Martin im «Martin Salander», edle Frauengestalten, die durch sein Werk in die Weltliteratur eingegangen sind. Keller hat davon einmal gesagt, dass sie sind wie die Sterne des Himmels, bezaubernd, edel, stark und treu, aber einsam im All.

Bei allem Frohmut der gespielten Szenen, bei allen köstlichen Einfällen, die sie antreten, erfüllt die meisten dieser Frauen im Innern doch Einsamkeit und Entzagung, und vielmals begleitet hoffnungslose Liebe ihr Tun. Verwandt dem Schicksal von Gottfried Keller, beschliessen manche ihr Leben, wohl in treuem Dasein für andere, aber ohne Lebensbund und traute Häuslichkeit.

Was Keller im Leben versagt blieb, die liebevolle Lebensgefährtin, das hat er als Dichter sich vorbehalten und in grossartiger Schau seinem Werk verliehen:

«Doch die lieblichste der Dichtersünden
Lasst nicht büßen mich, der sie gepflegt:
Süsse Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt.»

Männerfreundschaften im Leben von Gottfried Keller

An Bekanntschaften mit bedeutenden Männern fehlte es Keller nicht. Schon die armseligen Münchner Jahre führten ihn mit frohen Kumpanen zusammen, wo unter den Studenten und Künstlern Ausgelassenheit, Mutwillen und Sorglosigkeit herrschten, bis Keller beschämt wieder seine Kollegen um Vorschuss angehen musste, wenn seine karge Kasse nicht ausreichte.

Vom Vater (1791–1824), dem braven Drechslermeister, bekam er wenig mit, da er ihn im fünften Lebensjahr verlor und nun ganz in die Obhut der Mutter geriet. Ein gewisser Einfluss ist seinen Aufenthalten in Glattfelden zuzuschreiben, wo er oft im Arzthaus weilte und der jagdlustige Oheim ihn mitnahm auf seine Streifzüge durch Feld und Wald.

Mit zunehmender Anerkennung seiner literarischen Leistungen kam er in Verbindung mit bedeutenden Männern seiner Zeit, so mit dem Dichter Ferdinand Freiligrath (1810–1876), mit Richard Wagner (1813–1883), dem Grossindustriellen und Anführer der Zürcher Liberalen Alfred Escher (1819–1882), mit dem Nobelpreisträger Paul Heyse (1830–1914), um nur einige zu nennen. In den späteren Jahren war er besonders verbunden mit Theodor Storm (1817–1888), dem Hallig-Dichter von Husum, der «grauen Stadt am Meer», mit Arnold Böcklin (1827–1901), dem Maler der Toteninsel, und schliesslich mit Carl Spitteler (1845–1924), dem Dichter des «Prometheus» und der «Jodelnden Schildwachen», sowie mit Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898), dem Dichter aus dem benachbarten Kilchberg.

Mit diesen und manchen andern Zeitgenossen stand Keller in persönlichem Kontakt oder im Briefverkehr, wobei viele dieser Schreiben in den grossen Sammlungen von Bettelheim (1888) und Helbling (1954) enthalten sind. Im Nachlass Kellers, der sich in der Zentralbibliothek Zürich befindet, sind nicht mehr alle Briefe vorhanden – auch wichtige und aufschlussreiche fehlen – denn Keller scheute sich vor der Preisgabe des Persönlichen gegenüber einer nicht berufenen Öffentlichkeit. Manches schied er früher schon aus und anderes wurde anlässlich einer allgemeinen Durchsicht 1885 beseitigt.

Christina Luise Scheidegger

Sie war die Tochter des Landarztes Ulrich Scheidegger (1804–1856) in Langnau i. E. und erblickte das Licht der Welt am 19. April 1843. Die Mutter,



Christina Luise
Scheidegger
im Festtagsgewand,
um 1864.
Aufnahme Wolff
und Nicola, Bern.
Foto aus der
Graphischen
Sammlung der
Zentralbibliothek
Zürich.

Rosina Moser (1811–1845) aus Herzogenbuchsee, starb, als das Mädchen erst zweijährig war. Der Vater verheiratete sich 1848 wieder, aber die Stiefmutter Margarete Sommer von Affoltern, so wird berichtet, war barsch und abweisend gegen das Kind aus erster Ehe, so dass der Vater es schliesslich zu Verwandten nach Herzogenbuchsee gab. Das war die Kaufmannsfamilie des Johann Ulrich Born (1800–1865) und seiner Frau Anna Barbara Gygax, die 1832 das grosse Handelshaus an der Bern-Zürich-Strasse gebaut hatte und zu Garten und Hofstatt noch den Kornhausgarten erwarb, so dass die Besitzung ein gar stattliches Ansehen bekam, das sie – mit der mächtigen Linde und dem im Frühling mit vollem Blütengehänge überschütteten Edelkastanienbaum – bis heute behalten hat.

Das Haus erfuhr einen aufwendigen Ausbau: im Parterre die Hallen für die Kaufmannswaren und im ersten Stock Wohnräume mit aushängbaren Zwischenwänden, die bei festlichen Zusammenkünften zu einem einzigen Raum abgehoben werden konnten. Als 1878 über der Strasse im grossen Hotel zur «Sonne» der Festsaal mit kunstvollen Stuckarbeiten und Spiegeln versehen wurde, liess Vater Born die Kunsthanderwerker aus Oberitalien auch in seinem Haus Treppenaufgänge und Wände wirkungsvoll marmorieren, ein Schmuck, der heute noch vorhanden ist. Einen ebenso herrschaftlichen Anstrich gab man dem Garten mit Spazierwegen, einer ausgewählten Be-pflanzung, einem ovalen Brunnen aus Jurastein mit separater Wasserleitung vom Löliwald her und einem von Tuffstein umfassten kleinen Teich, der sich inmitten von Blumen und Grün allerliebst ausnahm.

In diesem Gutsbesitz wurde Christina Luise Scheidegger bei Onkel und Tante herzlich aufgenommen. Das hübsche Mädchen mit seiner zierlichen Gestalt und den gütigen blauen Augen brachte Sonnenschein ins Kaufmannshaus. Es erfreute mit «wunderschönem Klavierspiel», wie Maria Wasser schreibt, war hilfreich, angenehm im Umgang, geistvoll und in seiner ganzen Erscheinung, um es noch einmal mit der Dichterin von «Land unter Sternen» zu belegen, von «grosser Lieblichkeit».

Man bemühte sich, dem begabten Mädchen eine gute Ausbildung zu geben. Da es für die Musik besondere Begabung zeigte, schickte man Luise an das Konservatorium nach Genf, wo sie das Konzertdiplom erwarb. Leider erlebte ihr Vater diesen hoffnungsvollen Aufstieg seiner Tochter nicht mehr, da er, bevor Luise 14jährig war, gestorben ist (10. November 1856). Damit war das von ihren Freundinnen als sensibel geschilderte Mädchen Vollwaise geworden. Aber sie hatte allenthalben treue Freundinnen, dankbare Musik-schülerinnen, und jedermann war gut zu ihr. Das kam nicht von ungefähr, denn Christina Luise Scheidegger trug in ihrem ganzen Wesen einen beson-deren Liebreiz zur Schau, war zuvorkommend und freundlich zu arm und reich und war, so berichten ihre Freundinnen, neben stillem, aber spürbarem Frohsinn, gezeichnet von einer leisen Wehmut, was ihr zu den schon vorhan-den Anlagen noch besonderen Adel verlieh.

Ausgestattet mit diesen Vorzügen begegnete dieses reizende Frauenbild im Frühjahr 1866 Gottfried Keller bei ihrem Oheim Wegmann in Zürich. Seine Familie hatte die elternlose Tochter für fünf Wochen zu sich eingeladen und freute sich herzlich ihrer Gegenwart. Karl Gottlieb Wegmann (1819–1891) war Pfarrer gewesen und hatte 1858 die Stelle als Direktor der zürche-

rischen Strafanstalt angetreten. Er war gut bekannt mit Gottfried Keller, und die beiden Freunde sollen sich oft getroffen haben. Keller hatte zwei Jahre zuvor seine Mutter verloren, die zeitlebens liebevoll für ihn gesorgt. Er wusste, was er ihr zu verdanken hatte und erlebte nun, obwohl die Schwester Regula an ihre Stelle trat, was mit ihrem Tod aus seinem Leben ausgebrochen war. Was scherten ihn Anerkennung und Ruhm, wenn dennoch oft graue Einsamkeit ihn umgab, die jetzt doppelt spürbar wurde!

Der Gedichtband von 1846 hatte die Aufmerksamkeit der Kenner auf ihn geleitet, «O mein Heimatland, o mein Vaterland» wurde überall gesungen, die erste Fassung des «Grünen Heinrich» fand gute Aufnahme, die Novellen über die «Leute von Seldwyla» wurden mit Begeisterung gelesen und «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» war für ihn Tells Geschoss. Nun war er der grosse patriotische Dichter. Und schliesslich hatte die Wahl zum ersten Staatsschreiber Zürichs ein festes und sicheres Auskommen gebracht. Aber was tat dies alles, was tat die aufopfernde Arbeit von Regula, wenn doch in ihm die drückende Stille blieb!

Aus dieser Situation heraus kam es zur Verlobung mit Christina Luise Scheidegger im Hause Wegmann. Wie muss man sich darüber gefreut haben! Aber wir wissen wenig davon, weil nahezu alle Hinweise dieser Art fehlen. – Wir wissen nur, dass in den Wochen, da Christina wieder daheim in Hergenbuchsee war, offenbar ein aufdringliches Kesseltreiben, ein Sturmlauf gegen diese Verbindung anhob. Man wies auf den beträchtlichen Altersunterschied hin. Wie sollte das gut kommen, wenn sie 23 und er schon 47 Jahre zählte! Und dann die ungewöhnlichen Proportionen an der Gestalt Kellers, und das Trinken, und das Weinstubenhocken! Auch über den borstigen Charakter Kellers zirkulierten dumme Geschichten. Wie sollte der alternde Junggeselle ein braves, zartes Mädchen erhalten, nähren und kleiden können?

All diese Einwände – sie mochten gut oder böse gemeint sein – ertrug der weiche Charakter von Luise Scheidegger nicht. Sie begann sich zu verschließen, abzusondern. «Das alles hatte doch ihr Oheim in Zürich auch gewusst, und er hat sich gefreut über die Verlobung, und er war Pfarrer», mit solchen Gedanken versuchte die bedrängte Braut wieder freien Raum zu bekommen. Ich bin, entgegen andern Darstellungen, überzeugt, dass es echte Liebe war, welche sie mit Keller verband. Sie wusste, dass dieser Schritt, der den Segen ihres pfarrherrlichen Oheims trug, ihrem Leben und ihrer fräulichen Berufung nicht nur Ziel, sondern nun erst die ganze Erfüllung bringen würde.



Kaufhaus Born. Ansicht vom Park her. Heute Besitzung Paul Schaad-Müller. Aufnahme Urs Zaugg, Herzogenbuchsee.

Aber die Bedrängnis muss grösser gewesen sein, als Glaube und Hoffnung es waren, dass alles, was sie sich ausgemalt, sich erfüllen würde. Unter diesen Schatten, welche Seele und Gemüt verdunkelten, kam die Zeit von Mitte Juli. Wie ein gejagtes einsames Wild kam sich in diesen Wochen und Tagen die Waise vor, und sie empfand tiefer als je, was es heisst, keine Mutter und keinen Vater mehr zu haben. Sie beide hätten ihr Kind wohl besser verstanden, als die Verwandten es vermochten.

Am 12. Juli, es war ein Donnerstag, ging sie ungewohnt spät am Nachmittag in das Scheidegg-Gut hinaus und bat ihre Freundinnen – es müssen Amelie (1839–1925), Luise (1840–1903) und Berta Moser (1848–1929)

gewesen sein – mit ihr zum Burgäschisee hinauszugehen, um zu baden und zu schwimmen, wie sie das des Sommers schon so oft getan hatten. Aber der Tag war vorgerückt, und es drohten Regen und Gewitter, so dass sie kein Gehör fand und die Scheidegg-Mädchen sich sogar lustig machten über das unruhige und wirre Drängen ihrer Freundin. Mit ähnlichem Ablauf der Dinge hat Amelie Moser diese Begebenheit Maria Waser (1878–1939) in viel späteren Jahren erzählt. Wir wissen heute, dass Luise Scheidegger damals noch einmal in den See hinausschwimmen wollte und sich dann hätte versinken lassen, um all die Pein los zu werden. Nun, in der Scheidegg verabschiedete sie sich wie zu anderer Zeit auch.

Aber die Unruhe, ja die Verzweiflung, die wichen nicht. Zufällige Umstände kamen ihrem Vorhaben entgegen. Onkel und Tante Born – der Sohn Albert Friedrich Born (1829–1910) hatte seit Jahresfrist sein väterliches Erbe angetreten – waren in diesen Tagen verreist und auf auswärtigem Besuch. Ob jemand im Hause war, ist nicht nachgewiesen. Doch wissen wir, dass Luise Scheidegger an diesem Abend entgegen sonstigem Brauch alle Fensterläden des grossen Hauses sorgfältig verschloss.

Am Morgen, es war Freitag, der 13. Juli 1866, fand man sie tot im Gartenteich. –Es ist schier unglaublich, dass das kaum knietiefe Weiherchen ausreichte, um ihr Leben auszulöschen. Aber das ist gewiss, dass diese Tat viel Mut brauchte, und eine unerhörte Härte muss diese Schicksalsstunde ihrem zarten Wesen gegeben haben, ihr Leben, das nun so nutzlos geworden war, auf diese Weise hinzugeben. Erschüttert und staunend stehen wir vor dieser Tat. Nicht in einem Anflug von Unmut und Schwäche, und nicht unter verminderter Geisteskraft tat sie das, sondern ganz bewusst und gewollt und mit Aufbietung ihrer ganzen physischen und seelischen Kraft, denn der Tod kam ihr nicht entgegen und wollte sie nicht aufnehmen in dem geringen Wasser. Und sie tat es doch. Das hat nur die zerbrochene Liebe zu Gottfried Keller vermocht. Und sie war gross und echt, so gross, dass sie ihr ganzes Sein dafür hingab.

Für die Verwandten war dieser Freitod peinlich. Hatten sie selber diese Tochter dazu gebracht, und blieb es an ihnen, nun einen guten Teil der Schuld zu tragen? Alle Briefe wurden beseitigt und der Hinweis übernommen, dass Luise schon immer schwermüdig gewesen sei. Es musste doch ein

Gedicht von Gottfried Keller auf den Tod von Christina Luise Scheidegger. Manuskript im Nachlass Gottfried Kellers, Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich.

J. 8 Aug. 1866

In follows upon a joyful life,
Fiction binds life, fight with
Life works life in better ways
and works life, one finds in walls happy.

Die zu den Wogen geföhlt, in hohen Tiefen
Die Riffzähne ist & wie die Meereffenz
Oftt am Ufz ist ein großer Staub
Wem du gabst du hast so lieben auf'.

fallfjörn'ndens f't, o farg vell falken f't,
Dagint & nödla nu din myggforsa!
Yt'self dä läste an'gåin dor & blos,
Falsviften i de langer är ofta' blitza!

In my mid-marrow bones I strongly began
To long no worse off now. So I may be said,
(that) as we ^{see the} get more folks to follow us,
They'll begin to go off in various ways.

Alibi, einen Grund geben, wenn eine so hoffnungsvolle Tochter im Frühling ihres Lebens aus freiem Willen von dieser Welt schied. Und wollen wir den betroffenen Familien und den Freundinnen verwehren, in solchen Fällen für sich selber und für andere eine glaubwürdige Rechtfertigung zu finden, um einen solchen Tod sich selber und andern einigermassen begreiflich zu machen? Das Schicksal Luise Scheideggers ist nicht nur ein erschütterndes Ereignis, es ist eine Tragödie.

Gottfried Keller litt schwer unter diesem Ereignis. Er war tagelang nicht imstande, etwas Rechtes zu tun und seine aufgewühlten Sinne zu beruhigen. Gottlieb Wegmann sprach Keller unter Beilage einer literarischen Seite sein tiefes Mitgefühl aus und wies daraufhin, wie ein anderer Dichter solches Leid schliesslich doch auch getragen habe. Schade, dass wir nicht mehr davon wissen! Keller antwortete ihm am 28. Juli mit dem nachfolgenden kurzen Brief: Er ist noch nicht in der Lage, seine erschütterten Gedanken und Gefühle in die Hand zu nehmen (*Helbling*, Bd. 4, S. 128, Brief Nr. 1004):

«Lieber Freund.

Ich danke Dir für das heutige Zeichen der Erinnerung, es ist sehr hübsch und poetisch. Ich selber würde nicht im Stande sein, dergleichen zu unternehmen, es ist wie ausgestorben in mir. Die Tote hat mich einen Augenblick angesehen und ist dann ihren einsamen Weg weiter gegangen, ohne zu wissen, an was sie vorüberging.

Dein G. Keller»

Am 8. August 1866 hat Gottfried Keller im Gedenken an Christina Luise Scheidegger das nachfolgende Gedicht geschrieben und «der süßen Toten» damit ein dauerndes Denkmal gesetzt:

«Du solltest ruhen und ich störe dich,
Ich störe deine Ruhe, süsse Tote,
Ich wecke dich im kühlen Morgenrote,
Und wecke dich, wenn Schlaf die Welt beschlich.

Die in der Morgenfrüh in leisen Schuhen
Die Ruh gesucht und mir die Unruh gab,
Nicht eine Feste ist dein zartes Grab,
Drin du geborgen kannst und sicher ruhen!

Entschwundnes Gut, o Herz voll seltner Güte,
Steh auf und schüttle nur dein nasses Haar!
Tu auf die lieben Äuglein treu und klar,
Gebrochen in des Lenzes reinster Blüte!

Du musst mit meinem Grame schmerzlich kosen
So lang er wacht, das ist die meiste Zeit!
Erst wenn der Tod mir selber Ruh verleiht,
Magst kehren du zu ruhn im Wesenlosen.»

Diese Fassung stimmt überein mit dem hier abgedruckten Manuskript und ist identisch mit dem Wortlaut in der kritischen Gesamtausgabe von Jonas Fränkel. Die Rechtschreibung wurde den heutigen Normen angepasst. Keller schrieb noch dt und th und Feste mit V usw.

Der Brief an Wegmann und dieses Gedicht gehören zu den wichtigsten Dokumenten, die wir über das Verhältnis von Keller zu Luise Scheidegger besitzen.

Einige Biographen sind der Auffassung, dass Kellers Gedicht «Die Entschwundene» auch im Gedenken an Luise Scheidegger geschrieben worden sei. Das ist nicht der Fall (*Fränkel*, Band 1, S. 107), obwohl die nachfolgende Strophe dennoch direkten Bezug auf den frühen Tod von Christina Luise Scheidegger haben könnte:

«Es war ein heitres goldnes Jahr,
Nun rauscht das Laub im Sande,
Und als es noch im Knospen war,
Da ging sie noch im Lande.»

Nun war er wieder der einsame Gottfried Keller, der sich eine liebe Frau und seiner Schwester Regula so gerne eine häusliche Gehilfin zugeführt hätte, sass wieder nachdenklich in der Ofenecke der «Meise», sann nach, ein Schöpplein schlürfend oder zwei, über die Not und Bitternis der Welt und über den, der den Menschen so verschiedenes Schicksal zugedacht hat, kehrte oftmals erst gen Mitternacht oder später heim, wie in den Jahren, da er auf dem schönen «Bürgli» wohnte und Regula ihm dann an der Schnur den Hausschlüssel im Schuh aus dem ersten Stock hinunterreichte.

Der frühe Tod im Urteil der Zeit

Es ist begreiflich: der Tod der Luise Scheidegger gab viel zu reden. Wie konnte eine so hoffnungsvolle Tochter im blühendsten Alter mit freiem Willen aus dem Leben scheiden? Die Aufzeichnungen hierüber sind jedoch spärlich, da von Seiten der Verwandtschaft und auch von Gottfried Keller nahezu alles, was auf das traurige Ereignis Bezug hatte, beseitigt worden ist. Wir verfügen aber in Berichten der Presse und aus Briefen von Freundinnen dennoch über aufschlussreiche Hinweise.

Im *Totenregister von Herzogenbuchsee* steht der nachfolgende Eintrag:

«13. Juli 1866. Christina Luise Scheidegger, Ulrichs des gewesenen Arztes, von Sumiswald, zu Herzogenbuchsee, ledig, geboren 19. April 1843 (absichtlich ertrunken).»

In der «*Berner Volkszeitung*», der Ortszeitung, die damals im neunten Jahrgang stand und Mittwoch und Samstag erschien, steht Samstag, den 14. Juli 1866, folgender Bericht:

«Herzogenbuchsee, 13. Juli. Leider haben wir von hier schon wieder einen Unglücksfall zu berichten, der die gesamte Ortschaft mit lebhafter Teilnahme erfüllt. Fräulein Louise Scheidegger, eine liebenswürdige und gebildete Tochter, stürzte sich diesen Morgen früh in einem Anfall von Schwermut in einen beim Hause befindlichen Weiher und ertrank. Alle Wiederbelebungsversuche blieben leider fruchtlos.»

Ein Exemplar der *Todesanzeige* befindet sich im Nachlass von Gottfried Keller in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich. Sie ist adressiert an «Herrn Johann Jakob Marti, in Schafelbühl bei Sumiswald» und trägt die Poststempel von Herzogenbuchsee, Lützelflüh und Sumiswald. Nachforschungen auf Schafelbühl haben auch keinen weiteren Aufschluss ergeben. Der «Obere Hof», wo eine Ofenkachel noch den Namen Jakob Marti trug, ist seit Jahrzehnten im Besitz der Familie Fritz Meier-Siegenthaler.

Die Todesanzeige hat folgenden Wortlaut:

«Herzogenbuchsee, 13. Juli 1866. Mit grösstem Herzeleid erfüllen wir hiermit die traurige Pflicht, Sie von dem, diesen Morgen erfolgten, plötzlichen Hinschied unserer vielgeliebten Louise Scheidegger in Kenntnis zu setzen. Beerdigung künftigen Montag, Mittag 11 Uhr. Die trauernden Hinterlassenen.»



Weiher mit Springbrunnen im Park Born (heute Schaad) an der Zürichstrasse in Herzogenbuchsee. Ursprüngliche Anlage. Foto Paul Schaad.

Noch am gleichen Tag, als der Freitod von Christina Luise Scheidegger bekannt wurde, benachrichtigte die um vier Jahre ältere Freundin *Amelie Moser* ihre Geschwister mit folgendem Brief: «Es ist wenig im Leben, das mich so sehr erschüttert hat. Luise war während fünf Wochen in Zürich bei Herrn Wegmann (einem Freund von Gottfried Keller). Seit ihrer Rückkehr war sie wie umgewandelt, lebte abgeschlossen, sprach wenig, ass beinahe nichts mehr. Was sie zu diesem Schritt bewog? Erörtern wir diese Frage nicht, es sind Gründe vorhanden, die hierauf eine erklärende Antwort geben, aber keine, die einen solchen Entschluss rechtfertigen. Luise war schon lange in Widerspruch mit sich selbst und der Welt, verlor alles Selbstvertrauen, verlor allen Glauben und erlag endlich in einer verzweifelten Stunde dem Kampf mit dem Leben. Was muss die Arme gelitten haben? Ein Seelenleiden, für das sie zu schwach war. Richten wir nicht, es ist nur innigstes, tiefstes Bedauern, das mich bewegt.»

Ein *anderer Brief* vom 13. Juli 1866 stammt ebenfalls von der gewandten Schreiberin auf dem Gutshof der Scheidegg, doch hat er noch einen kleinen Zusatz: «Luise Scheidegger ist heute im kleinen Gartenteich hinter dem Hause tot aufgefunden worden. Luise war während fünf Wochen in Zürich bei Herrn Wegmann. Sie war seit ihrer Rückkehr wie umgewandelt, lebte abgeschlossen, sprach wenig, ass beinahe nichts mehr, klagte über Unwohlsein und sah wirklich bleich aus.»

In Langnau, wo Christina Luise Scheidegger im Arzthaus ihre ersten Kinderjahre zugebracht hatte, wurde dieses Hinschieds Mittwoch, den 18. Juli 1866, im «*Emmentaler-Blatt*» mit folgender Notiz gedacht: «In Herzogenbuchsee stürzte sich letzten Freitag Louise Scheidegger, ein sehr liebenswürdiges und gebildetes Mädchen, einzige Tochter des Herrn Dr. Scheidegger sel. in Langnau, in einem Anfall von Schwermut in einen beim Hause befindlichen Weiher und ertrank. Alle Wiederbelebungsversuche blieben leider erfolglos.»

Am 9. August 1866 meldet *Amelie Moser* ihrem Bräutigam Albert Moser in Batavia die Kunde von dem tragischen Todesfall mit folgenden Worten: «Luise war strebsam, wieviel Freude hatten wir diesen Winter an unseren Leseabenden. Sie mischte sich aber zu viel in religiöse Polemik, ehe sie sich selbst klar war. Sie machte aus dem Glauben eine Wissenschaft, was er nie ist. Ich kann Dir die Eindrücke dieses Todes nicht beschreiben, ich war oft und viel mit Luise.»

In den *Gemeinderatsprotokollen* vom 5. und 18. August 1867 erscheint in kurzen Eintragungen ein letztes Mal der Name von «Jungfer Louise Scheidegger selig». Ihre Familie war 1850 in das Burgerrecht von Bern, in die Gesellschaft «von Schumachern», aufgenommen worden. Es geht nun um Inventar und Erbschaft der Verstorbenen, sowie um noch zu leistende Gemeindesteuern.

Berichtigungen und Korrekturen zu den bisherigen Publikationen

Die Berichte zur Verlobung Gottfried Kellers mit Christina Luise Scheidegger und deren Freitod enthalten die nachfolgenden Ungenauigkeiten und Fehler, auf die ich im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit aufmerksam mache:

Das Gedicht vom 8. August 1866

Man vergleiche mit dem Abdruck des Manuskripts auf Seite 177.

Es bestehen in den bisherigen Publikationen dieses Gedichtes folgende Abweichungen vom Originaltext:

Heinrich Fischer: «Kleiner Bund» vom 21. 7. 1940, S. 231

Strophe 2 = Schuhn, ruhn

Strophe 3 = und schütte aus dein nasses Haar

die lieben Äuglen hell und klar

Strophe 4 = So oft er wacht – das ist die meiste Zeit –

Maria Waser: «Land unter Sternen», S. 240/241

Strophe 4 = Solang er wach, das ist ...

Emil Ermatinger

Strophe 4 = Solang er wach, das ist ...

Ermatinger meint zudem, der Titel «Die Entschwundene» gehöre zu dem vorliegenden Gedicht vom 8. August 1866. Das ist nicht der Fall, indem es sich dort um ein anderes Gedicht handelt, das nur eventuell Bezug hat auf das gleiche Ereignis. Siehe Seite 179, wo eine Strophe dieses Gedichtes zitiert wird. Das Gedicht vom 8. August 1866 trägt keinen Titel.

Das «Wienerjournal» vom 14. Juli 1925

Der Bericht dieser Zeitung zum 35. Todestag Kellers, den Fischer zitiert und in dem die Rede davon ist, dass Luise Scheidegger Keller nicht lieben konnte und die Verlobung von sich aus gelöst habe, widerspricht aller zugänglichen Nachforschung. Dieser Artikel muss als kurzfristig konzipiertes Phantasieprodukt eines Zeilenhonorar-Journalisten bezeichnet werden. Ich bin überzeugt: Christina Luise Scheidegger ist an der Liebe zu Keller zugrunde gegangen. Auch für Gottfried Keller war es keine blosse Vernunfts-Verlobung, sondern weit tiefere Ergriffenheit. Man beachte den zitierten Brief an Wegmann vom 28. Juli und das Gedicht vom 8. August 1866. – In diesem «Journal»-Bericht ist auch das Todesdatum vom 14. Juli falsch.

Die Darstellung von Maria Waser von 1930

Sie schreibt, dass die «grosse Frau», das war Amelie Moser (1839–1925) von der Scheidegg, der sie in ihrem Buch ein langes Kapitel widmet, ihr das berichtet habe, was sie im Dorfroman «Land unter Sternen» über Luise Scheidegger erzählt (S. 237–241). Hier steht von dem weissen Tüchlein und den beiden Mädchen nichts, und wir dürfen annehmen, dass sie, die sich für ihr Buch wohldokumentiert hat und aus der Erinnerung einer breiten Verwandtschaft schöp-

fen konnte, sich stark an den wirklichen Ablauf der Dinge gehalten hat, obschon anderseits manches Kapitel ihres Buches mit dichterischer Freiheit gestaltet wurde. Sie erwähnt, dass «eine kluge Frau» der verlobten Luise ernste Vorstellungen gemacht habe wegen Keller und abriet von dieser Verlobung, die nach all dem Herumgebotenen so fragwürdig aussah. «So hat der gutgemeinte Rat einer klugen Frau ein junges Leben zerstört und dem alternden Dichter seine letzte Liebe geraubt», schreibt Maria Waser. Das alles lässt sich heute nicht mehr belegen.

Hätte eine einzelne Stimme das auszulösen vermocht, was geschah? Ich glaube, dass unsere Darstellung der Wahrheit näher steht.

Und ein anderes: Es stimmt nicht, dass die glänzenden Gesellschaften im Kaufhaus Born im Parterre stattfanden («Land unter Sternen» S. 231). Hier war die Handelsware untergebracht, aber im ersten Stock hatte man zu diesem Zwecke aushängbare Zwischenwände erstellt, wie mir der heutige Besitzer Paul Schaad sagt, der sich wie seine Eltern an diese raffinierte Baukonstruktion noch gut erinnert. Aber diese festlichen Anlässe lagen außerhalb der Zeit von Luise Scheidegger.

Die Darstellung Fischers von 1940

Seine Angaben, so erwähnt er, habe er schriftlichen und mündlichen Aufzeichnungen der Freundinnen Luise Scheideggers entnommen. Von dem weissen Tüchlein, an dem sie am Vormittag noch gestrickt habe und das die Tote dann trug, weiß aber sonst niemand etwas. Auch die zwei kleinen Mädchen im Haus, durch deren Zimmer sie gehen musste und die sich über das unruhige Treiben ihrer Tante gewundert haben, ist nicht belegt. Denn 1866 lebte in dem grossen Kaufmannshaus (heute Haus Schaad) der Sohn von Johann Ulrich Born (1800–1865), Albert Friedrich (1829–1910). Dieser hatte sechs Söhne und eine Tochter Anna Maria, die aber erst 1870 zur Welt kam. Anderseits waren die Söhne und Töchter seines Vaters dem Jugendalter längst entwachsen. Somit waren keine kleinen Mädchen im Haus, es sei denn, sie wären hier auf Besuch oder in den Ferien gewesen. Bei Fischer ist es einfältiger Dorfklaus, der mit halbwahren und unwahren Wirtshausgeschichten Keller schlecht macht, wobei eine Frau sich besonders ausgezeichnet habe, weil sie gerne ihren Sohn an der Seite Lises gesehen hätte. Aber das alles kann nicht nachgewiesen werden.

Bei Fischer ist auch die erwähnte Eintragung im Totenregister ungenau, in falscher Reihenfolge und damit missverständlich. Anstatt «von Sumiswald, zu Herzogenbuchsee, ledig, geboren ...» setzt er ... «ledig, geboren 19. April 1843, zu Herzogenbuchsee».

Fischer berichtet am Schluss seines Aufsatzes, dass Keller noch auf dem Sterbebett C. F. Meyer gesagt habe, «ihn bedrücke nur eines, das sei der frühe Tod eines geliebten Mädchens, das freiwillig aus der Welt geschieden sei.» Diese Aussage ist fragwürdig, und ich habe sie nirgends bestätigt gefunden. Erstens hat Meyer seinen Kollegen schon in der ersten Februar-Woche 1890 besucht – Keller starb am 15. Juli dieses Jahres – und zum andern steht in Meyers «Erinnerungen an Gottfried Keller», die er im August auf Rigi-Scheidegg schrieb und welche am 1. Oktober 1890 in der «Deutschen Dichtung», einer literarischen Zeitschrift, erschienen sind, wohl Wesentliches über seine letzten Eindrücke und Gespräche mit Keller, aber kein Wort, in dem dieser damals Luise Scheideggers gedacht hätte.

Carl Helbling: «Gottfried Keller. Gesammelte Briefe» (1954) schreibt im Kommentar «Luise Scheidegger von Langenthal» (Bd. 4, S. 128). Wollte er Langnau oder Herzogenbuchsee setzen?

Amy Moser: Im Buch über ihre Mutter «Amelie Moser-Moser», erschienen 1946, datiert sie Kellers Gedicht auf den Tod von Luise Scheidegger mit dem 6. August und meint, Keller habe seinen für unsere Nachforschungen so wichtigen Brief vom 18. und 24. April 1888 an Bertold Auerbach geschrieben. Dieser ging aber an den Verleger Anton Bettelheim.

Literatur und Quellen

- Ermatinger Emil, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. 3 Bde. 6./7. Auflage, Stuttgart und Berlin 1924.
- Baechtold Jakob, Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 3 Bde., Berlin 1894–1897.
- Muschg Adolf, Gottfried Keller. Zürich und München 1979.
- Frey Adolf, Erinnerungen an Gottfried Keller. 3. Auflage 1892 (z. Teil in Deutscher Rundschau).
- Bettelheim Anton, Die Briefe von Gottfried Keller, 1888.
- Helbling Carl, Gottfried Keller. Gesammelte Briefe. 5 Bde., Bern 1950–1954.
- Zäch Alfred, Gottfried Keller. Schweizer Heimatbücher Nr. 1, 1945.
- Fränkel Jonas und Carl Helbling, Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. 22 Bde., Bern, Erlenbach, München und Leipzig 1926–1949.
- Keller Gottfried, Sämtliche Werke. Klinger, Berlin, und Birkhäuser, Basel.
- Meyer Conrad Ferdinand, Erinnerungen an Gottfried Keller. In der Zeitschrift «Deutsche Dichtung» 1. Okt. 1890, S. 23–26.
- Waser Maria, «Land unter Sternen», S. 2.30 und 2.37–241. Stuttgart-Berlin, 1930.
- Friedli Emanuel, Bärndütsch Bd. 6: «Aarwangen.» Seidenbandweberei, S. 552 ff. Francke, Bern 1925.
- Fischer Heinrich, Gottfried Keller und Luise Scheidegger, Im «Kleinen Bund» 1940, Nr. 29 vom 21. Juli, S. 229–231.
- «Wiener Journal» vom 14. Juli 1925: «Zum 35. Todestag von Gottfried Keller.»
- Moser Amy, Amelie Moser-Moser. Aus dem Leben ihrer Mutter. Francke, Bern 1946.
- Henzi Hans, Zur Geschichte der Seidenbandfabrik in Herzogenbuchsee, 1968. Manuskript.
- Gerichts-Akten 1911: Zwischen Otto Imhof «Sonne», Herzogenbuchsee, und Hans Born, Handelsmann, Buenos Aires. Quellenstreit und Durchlauf durch Besitzung Schaad, Zürichstrasse, mit zahlreichen historischen Angaben. (Besitzer: Paul Schaad-Müller, Herzogenbuchsee.)
- Abbildungen*: Haus und Weiher von Paul Schaad-Müller, Herzogenbuchsee (Aufnahme Urs Zaugg, Grafiker, Herzogenbuchsee). Luise Scheidegger, Gottfried Keller und Gedicht vom 8. 8. 1866 aus Zentralbibliothek Zürich: Nachlass von Gottfried Keller und Graphische Abteilung. Siehe Hinweise bei den Reproduktionen.

Ich habe noch zu danken für vielerlei freundliche Hilfe:
Auf der Landesbibliothek in Bern: Dir. Dr. Franz Meier, den Herren Siegenthaler und Störi.
Auf der Zentralbibliothek in Zürich: Handschriften-Abteilung: Dr. Jean-Pierre Bodmer, Dr.
Judith Steinmann. Graphische Sammlung: Fräulein Agnes Rutz.
Den Zivilstandsämtern:
Herzogenbuchsee: Walter Ingold, Frau Egger
Langnau: Frau Greti Mani
Sumiswald: Heinz Gränicher
Der Burgerschreiberei Niederbipp: Frau Elfriede Müller
Auf Schaufelbühl bei Sumiswald: Familie Fritz Meier-Siegenthaler, Oberer Hof.
Der Gemeindeschreiberei Herzogenbuchsee: Hans Ulrich Ruch, Heinz Grunder, Frau Katharina Moser.
Dem Besitzer des heutigen Kaufhauses an der Zürichstrasse: Paul Schaad-Müller.
Frau Inge Lienhard-Engesser, Herzogenbuchsee, für die Reinschrift des Manuskripts.